Im Schattenreich der Institution: Eine affekttheoretische Perspektive

Christian von Scheve, Jan Slaby[*]

ABSTRACT

Although affect and emotion are often discussed in institutional and organizational research, they are rarely studied systematically and in accordance with their overall relevance. To investigate the decisive but subtle, sometimes barely noticeable or taken-for-granted power of institutions, we need to achieve a better understanding of the close intertwining of institutional rules, operations, and spaces with complex affective dynamics. In this article, we therefore develop an analytical framework that allows to investigate the countless affective dynamics that characterize institutions. First, this framework can help to come to terms with the multidimensionality of institutional affect and thus inform empirical studies of institutions. Second, our approach

* *Christian von Scheve* ist Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziologie der Emotionen an der Freien Universität Berlin und Vorstandsmitglied im Sonderforschungsbereich „Affective Societies". Zudem ist er Research Fellow am Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung (DIW) Berlin.
Jan Slaby ist Professor für Philosophie mit den Schwerpunkten Philosophie des Geistes und Philosophie der Emotionen an der Freien Universität Berlin und Vorstandsmitglied im Sonderforschungsbereich „Affective Societies".
Wir danken Yvonne Albrecht, Sambojang Ceesay, Hubert Knob-lauch und Sighard Neckel sowie den Herausgeber*innen für wertvolle Hinweise. Dieser Beitrag wurde gefördert durch die DFG im SFB1171 Affective Societies.

allows scholars and researchers to make visible those developments and modes of agency that run counter to the official functions and self-understandings of institutions. As a an initial step, we propose a conceptual clarification of „institution“ and „organization“ that incorporates various references to social theory which already foreshadow some dynamics of institutional affect. Further detailing this perspective, we develop an analytical grid that focuses, first, on what we call the „guiding affects“ of institutions and, second, on the internal affective dynamics of institutions. The proposed framework provides a variety of links to discussions of institutions in cultural studies and the social sciences.

1. Einleitung

Gegenwärtige Debatten um den Zustand der Gesellschaft sind durch eine ambivalente Situation gekennzeichnet. Es geht zum einen oftmals um Fragen von Ausgrenzung, Diskriminierung und sozialer Exklusion. Benachteiligte und marginalisierte Gruppen in der Gesellschaft melden zu Recht an, dass sie systematisch von der Partizipation an zentralen gesellschaftlichen Institutionen ausgeschlossen bleiben und durch diese Exklusionsmechanismen bestehende Ungleichheiten und Gerechtigkeitsprobleme stetig weiter verschärft werden. Zum anderen wird ein Zerfall des gesellschaftlichen Zusammenhalts und, damit einhergehend, wichtiger gesellschaftlicher Institutionen beklagt. Eine hoch politisierte Zivilgesellschaft scheint sich zum Teil von etablierten Institutionen abzuwenden, empirisch kann ein sinkendes Institutionenvertrauen festgestellt werden, und Spaltungs- wie Polarisierungstendenzen werden mit der Aushöhlung gesellschaftlicher Institutionen in Verbindung gebracht.

Den Institutionen gegenwärtiger Gesellschaften wird folglich ein auf den ersten Blick inkommensurabler Status zugewiesen: sie seien „zu eng gestrickt“, zu „starr“ und produzierten als Instrumente der Durchsetzung von Interessen und Ansprüchen der Etablierten soziale Ausschlüsse. Zugleich wird ihnen attestiert, ihre Wirkmächtigkeit und Attraktivität verloren zu haben, „porös“ zu werden und ihrer Funktion der verbindlichen Wirklichkeitsbestimmung nicht mehr gerecht zu werden. Eine solche Deutung von Institutionen ist in weiten Teilen einer funktionalistischen Lesart geschuldet, die

vorwiegend an den Folgen institutioneller Wirklichkeiten interessiert ist. Unterbelichtet bleibt dabei das „Leben" der Institutionen, also die tatsächlichen institutionellen Vollzüge in ihrer Situiertheit, das Verkörpert-Sein, das Ausagieren institutioneller Regeln in sozialer Praxis[1], sowie die informellen Interpretationen und Konkretisierungen organisationaler Regeln.

Wir möchten hier eine Lesart dieses „Lebens" der Institutionen vorschlagen, die sich auf die vielfältigen Weisen institutioneller Affizierung konzentriert. Unsere These ist, dass sich institutionelle Wirklichkeiten nicht vollständig aus sprachlichen oder formal kodifizierten Vorgängen ergeben, sondern dass institutionelle *Affizierungsgefüge* einen wesentlichen Teil der faktischen Wirksamkeit und Ordnungsmacht von Institutionen ausmachen. Institutionen sind ein je konkretes Zusammenspiel formaler und informeller Regeln, die Handeln und Wirklichkeitsdeutungen anleiten. Diese Normen und Regeln bedürfen in ihrer Abstraktheit der Umsetzung in situierte Handlungen und Abläufe. Diese Umsetzungen schaffen ihre je eigenen institutionellen Wirklichkeiten, die in unterschiedlichem Maße mit den formell kodifizierten Normen, Regeln und Zweckbestimmungen einer Institution korrespondieren. Wesentlich zum Verständnis einer solchen „Schattenwirklichkeit" von Institutionen sind daher die vielfältigen affektiven Dynamiken, die sich in (oder im Umkreis von) Institutionen abspielen, die Akteur*innen und Adressat*innen verschiedentlich einbinden (oder auf Distanz halten) und sich zu intensiven Milieus[2] und affektiven Arrangements[3] verfestigen.

Zwei Beispiele können dies verdeutlichen: Die Institution Staatsbürgerschaft und die der Schule. Am Konzept der Staatsbürgerschaft hat Bilgin Ayata[4] anschaulich gezeigt, dass, obwohl zwei Personen vom rechtlichen Standpunkt her zwar die gleiche Staatsangehörigkeit und damit auch gleiche Staatsbürgerrechte besitzen, sie aufgrund unterschiedlicher Merkmale wie Alter, Klasse, Geschlecht und vor allem Ethnizität doch in ganz anderer Weise als Staatsbürger identifiziert und adressiert werden. Neben einer klassischen und geradezu idealtypischen Verkörperung von Staatsbürgerschaft, die mit der Zuschreibung aller üblichen, besonders der informellen Privile-

1 Vgl. Seyfert 2011.

2 Vgl. Angerer 2017.

3 Vgl. Slaby/Mühlhoff/Wüschner 2019.

4 Vgl. Ayata 2019, 330.

gien und Statuspositionen einhergeht, finden sich auch immer die sogenannten „Bürger*innen zweiter Klasse“ – diejenigen, für die Staatsangehörigkeit eine rein rechtliche, fast technische Kategorie bleibt und nicht zum Tatbestand des sozialen Miteinanders und der Zugehörigkeit zur politischen Gemeinschaft wird. Obgleich Staatsangehörigkeit und Staatsbürgerschaft als rechtliche Kategorien an formale Kriterien und Regeln geknüpft sind, zeigt sich an dieser Institution, wie sehr die Verkörperung und der konkrete, situative Vollzug ihre Leitidee bestimmen. Wie Ayata[5] anhand des Konzepts der „affective citizenship“ verdeutlicht, sind es insbesondere affektive Kategorien, die die Verkörperung von Staatsbürgerschaft kennzeichnen und normativ ausgestalten. Staatsbürgerschaft als akzeptierter sozialer Tatbestand erfordert spezifische Formen der Affizierung und des Affiziertseins, sie setzt die Verinnerlichung und das Ausagieren bestimmter Emotionsrepertoires voraus und fordert die affektive Ausgestaltung des politischen Gemeinwesens. Die „Forderungen“, die an die den informellen Normen der Zugehörigkeit nicht entsprechenden Individuen ergehen, sind vielfältig, sie betreffen nicht nur Handlungsweisen, sondern ganz konkret auch Affekte und Gefühle. Anne-Marie Fortier[6] verdeutlicht dies mit Blick auf britische Einbürgerungsverfahren, die darauf abzielen sicherzustellen, dass Anwärter*innen auf die britische Staatsbürgerschaft auch eine affektive und nicht lediglich eine instrumentelle Motivation zeigen. Es geht in diesem spezifischen Fall also um die in der Regel unausgesprochene Forderung nach dem Wunsch, „sich britisch zu fühlen“ und „britisch zu fühlen“. Als eine Form des „Regierens durch Affekte“[7] können auch solche Anforderungen der Institution Staatsbürgerschaft verstanden werden, die sich nicht ausdrücklich auf Affekte beziehen, sondern auf vielfältige Praktiken und Vermögen, die als Signal und Ausagieren richtiger und falscher Gefühle gelten, zum Beispiel die Beherrschung der deutschen Sprache, der öffentliche Performanz des Bruchs mit der Herkunftsgesellschaft, der Verzicht auf nicht-christliche religiöse Symbole oder wiederholte explizite Bekenntnisse zur freiheitlich-demokratischen Grundordnung.

Anders als die „verteilt“ realisierte Institution Staatsbürgerschaft ist die Institution Schule in konkreten Einrichtungen materialisiert. Das verleiht der

5 Vgl. ebd.

6 Vgl. Fortier 2013.

7 Fortier 2010, 20.

affektiven Dimension der Schule eine besondere Eindringlichkeit: den Schülerinnen und Schülern als primären Adressat*innen der Institution begegnet die Schule nicht als abstraktes Regelwerk oder als Manifestation einer Leitidee von Bildung, sondern unmittelbar als affektives Arrangement. Wer als Schülerin oder Schüler das Schulgebäude betritt, begibt sich in ein Kraftfeld aus konkreten Anforderungen und Regeln, aus komplexen interpersonalen Dynamiken, aus vielfältigen sozialen Zuweisungen und Markierungen, so dass die Erfahrung des „In-der-Schule-seins" nicht losgelöst von einer intensiven sinnlich-affektiven Dimension beschreibbar ist. Die Regeln und Anforderungen der Institution, angefangen bei der der Schulpflicht als grundlegender Rechtsnorm, sind *fühlbar* und *affektiv wirksam*, noch ehe sie rational erfasst, verstanden oder überhaupt nur als solche erkannt werden. Diese primäre Affektivität der Institution betrifft insbesondere auch die zentrale gesellschaftliche Funktion der Schule, nämlich die Vergabe von Bildungstiteln und damit die Zuteilung von formalen Qualifikationen und Zugangsberechtigungen für höhere Bildungswege und berufliche Laufbahnen. Die unausweichliche Finalität der Schullaufbahn verleiht den meisten Vorgängen im schulischen Alltag eine nahezu letztinstanzliche Konsequenz. Schon lange vor den formalen Abschlüssen markiert die Institution ihre Adressat*innen auf folgenreiche Weise in Bezug auf Bildungslaufbahnen, etwa durch die in Deutschland besonders frühe und kaum reversible Entscheidung über die weitere Schullaufbahn im dreigliedrigen System, aber auch über Benotungen, Versetzungen, oder Markierungen als „Problemschüler*in".[8] Wie bereits vielfach gezeigt und dokumentiert, sind diese Einteilungen und Markierungen durchsetzt von hintergründig wirkenden Voreingenommenheiten, unausgewiesenen Maßstäben und Kriterien, die sich markant an Kategorien wie ethnischer Herkunft, Klassenzugehörigkeit, Religion und anderem bemessen, aber vordergründig von vermeintlich weniger verfänglichen, wenn auch alles andere als „neutralen" Kriterien wie der Beherrschung der deutschen Sprache oder des Tragens eines deutsch klingenden Namens überlagert werden.[9] Strukturelle Faktoren wie die Unausweichlichkeit der Zuteilung zu einer Schullaufbahn nach der vierten oder sechsten Klasse, verbinden sich mit

8 Vgl. Gomolla/Radtke 2002.

9 Vgl. Ceesay/Slaby 2021; Gogolin 1994; Kleiner 2014; Wellgraf 2018, Wuttig 2017; Gerhards/Tuppat 2020.

Bewertungsmaßstäben und informellen Beurteilungspraktiken zu einem spezifischen Regime der Bewertung, Prognostizierung und Auswahl von Schülerinnen und Schülern. Das von Stefan Wellgraf vorgeschlagene und affekttheoretisch fundierte Konzept des „Ausgrenzungsapparats" Schule zeigt dies in kritischer Blickrichtung an.[10]

Diese Beispiele verdeutlichen, wie bedeutsam eine affekttheoretische Perspektive auf Institutionen und institutionelle Operationen ist. Nur wenn die grundlegende Verschränkung von institutionellen Regeln und Operationen mit Affizierungsdynamiken verstanden wird, können folgenreiche aber oftmals kaum merkliche oder als „selbstverständlich" betrachtete Machtwirkungen von Institutionen untersucht werden. Im Folgenden entwickeln wir daher eine Analytik institutioneller Affizierung, die nicht nur hilft, die eingangs erwähnte grundlegende Ambivalenz aufzuschlüsseln, sondern vor allem auch eine Begrifflichkeit und „Optik" bereitstellt, um die vielfältigen Operationen von Institutionen zu erhellen (Abschnitt 3). Zuvor schlagen wir eine begriffliche Klärung von „Institution" und „Organisation" vor, die wichtige sozialtheoretische Bezüge aufnimmt und bereits zentrale Aspekte der Affizierungsweisen institutioneller Ordnungen antizipiert (Abschnitt 2). Der Ausblick fasst die Grundzüge der Perspektive zusammen und deutet an, welche Erträge unsere affekttheoretische Analytik von Institutionen bringen kann (Abschnitt 4).

2. Eine Begriffsbestimmung von Institution

Versuche, die Komplexität des Konzepts „Institution" in einer bündigen Begriffsbestimmung abzubilden, erscheinen nahezu aussichtslos. Es empfiehlt sich daher ein selektiver Zugriff, der im Ausgang von alltagssprachlichen Verwendungsweisen des Begriffs einige wichtige theoretische Linien aufnimmt und auf dieser Basis auf die Dimensionen institutioneller Affizierung vorausblickt.

Eine verbreitete alltagssprachliche Verwendungsweise des Wortes „Institution" bezieht sich auf konkrete Einrichtungen der sozialen Welt und damit auf eine wichtige Teilklasse dessen, was in wissenschaftlicher Sprache

10 Vgl. Wellgraf

eher mit dem Terminus „Organisation“ belegt wird: Behörden, Schulen, Gerichte, Krankenhäuser, Parlamente und ähnliches. Demgegenüber umfasst eine zentrale technische Verwendung des Ausdrucks ein weiteres Feld konsolidierter sozialer Vollzüge, also etwa auch Gesetze (wie jene, die die Staatsangehörigkeit regeln), soziale Konventionen, gesellschaftlich maßgebende Kategorisierungen, rechtlich und praktisch etablierte Lebensformen wie die Familie, und dergleichen mehr. Wir schlagen eine Perspektive auf das Begriffsfeld vor, die diese beiden Bedeutungsdimensionen umfasst, ohne die Unterschiede zwischen formal und baulich umgrenzten Einrichtungen und anderen konsolidierten Sozialformen zu verwischen.

Im Anschluss an diese erste Differenzierung lässt sich der Terminus „Institution“ weiter klären. So ist eine eher wissenschaftliche Verwendung aufweisbar, wonach Institutionen Operationen *verbindlicher Wirklichkeitsbestimmung* in sowohl deskriptiven wie normativen Registern umfassen.[11] Hierbei ist es zunächst sekundär, ob die Agenturen oder Dispositive, die zur Etablierung der institutionellen Kategorien, Typisierungen und Grenzmarkierungen erforderlich sind, die Gestalt konkreter Einrichtungen annehmen oder ob es sich, wie beim Privateigentum oder der Staatsbürgerschaft, um im sozialen Feld verteilte Realisierungsinstanzen handelt. Mit dieser Perspektivierung des Begriffs wird eine Engführung auf Organisationen und sonstige umgrenzte „Häuser“ oder zugangsbeschränkte Milieus vermieden, ohne dass diese Einrichtungen aus der Kategorie ausgegrenzt wären. Deshalb werden wir im Folgenden den Institutionenbegriff überall dort, wo er nicht sogleich inhaltlich qualifiziert wird, in einem weiten Sinn verstehen, so dass er sowohl Institutionen als auch Organisationen umfasst.[12] Nach diesen Vorüberlegungen schlagen wir ein provisorisches Begriffsverständnis von „Institution/Organisation“ vor, das sich wie folgt formulieren lässt:

11 Vgl. Boltanski 2010, 113-122; Douglas 1986; der Sache nach auch Searle 2005; ähnlich Jaeggi 2009, 535.

12 Vgl. Kneer 2008; eine hilfreiche begriffliche Disambiguierung von Institution und Organisation, die letztere dezidiert als Unterkategorie von Institutionen fasst, stammt von Geoffrey Hodgson 2006; eine vergleichbare Unterscheidung findet sich bereits bei Maurice Hauriou 1965 [1929].

Institutionen sind relativ verstetigte Handlungs- und Wirkungszusammenhänge, die der Realisierung eines geteilten – aber wandelbaren, deutungsoffenen und oftmals umkämpften – Anliegens („Leitidee") dienen, und deren Vollzüge und Organisationsform Akteure verschiedentlich einbinden, befähigen, regulieren, beschränken oder ausschließen. Der Adressat*innenkreis einer Institution umfasst nicht nur die offiziellen Rollenträger und Leistungsempfänger, sondern all jene, die von den institutionellen Operationen folgenreich tangiert werden, wobei sich oft Statusunterschiede sowie unterschiedliche Verteilungen von Vorzügen und Belastungen zeigen. Institutionelle Vorgänge spielen sich stets sowohl in symbolisch-diskursiven wie auch materiellen Registern ab.

Die institutionelle Grundoperation ist die normativ bindende Wirklichkeitsbestimmung. Institutionen treten mit dem Anspruch auf, „zu sagen, was ist"[13]; ihre Kategorisierungen und Einteilungen werden in ihren jeweiligen Umwelten oder gesamtgesellschaftlich maßgebend. Diese Operation ist nicht auf das semantisch-diskursive Register beschränkt, im Sinne einer bloßen „Definitionsmacht", sondern erhält ontologisches Gewicht dadurch, dass die Einteilungen und Benennungen durch institutionelle Praxis und materielle Verhältnisse breite Wirksamkeit erlangen. Diese institutionelle Wirkmacht betrifft menschliche Akteure in besonderer Weise, deren Sein umfassend geprägt ist von normativ wie praktisch wirksamen institutionellen Klassifikationen und Statuszuweisungen (Besitz- und Bildungstitel, Staatsbürgerschaft, soziale Rollen, Vorstrafen, medizinische Diagnosen, ethnische Zugehörigkeiten, etc.).

Diese Merkmale legen eine dreifache Blickrichtung auf Institutionen nahe. Zu beachten sind (a) spezifische Einrichtungen bzw. Organisationen (Krankenhaus, Schule, Gericht), die mit (b) breiteren institutionellen Feldern (Gesundheitswesen, Bildungssektor, Rechtssystem) in enger Wechselwirkung stehen; beides ist (c) in feldübergreifende symbolische Ordnungen eingebettet (Vorstellungen von Gesundheit und öffentlicher Wohlfahrt, Bildungsideale, das bürgerliche Recht). Leitideen bzw. leitende Anliegen (*idées directrices*[14]) von Institutionen verbinden diese drei Ebenen, dabei verweisen sie in eine zumindest partiell offene Dimension der kontinuierlichen Aus-

13 Vgl. Boltanski 2010.

14 Vgl. Hauriou 1965 [1929].

handlung und Umgestaltung. Diese Offenheit wird freilich von faktisch bestehenden Institutionen in dem Maße verdeckt, als die in Frage stehenden Ansprüche durch die Institution als „gesetzt" und somit der weiteren Begründung oder Hinterfragung dauerhaft oder vorübergehend enthoben gelten. Entsprechend wird sich eine analytische Perspektive auf Institutionen genauer mit diesem Setzungscharakter und dessen vielfältigen „Effektoren" zu befassen haben.

Mit diesem Verständnis verorten wir uns im Umkreis poststrukturalistischer Institutionen- und Organisationstheorien[15], nehmen Impulse aus praxeologischen Sozialtheorien auf[16] und bewegen uns zudem im Fahrwasser von Luc Boltanskis Analyse von Institutionen im Rahmen seiner „Soziologie der Kritik", die Elemente der genannten Perspektiven verknüpft[17]. Im Hintergrund steht außerdem die ältere juristische Institutionentheorie Maurice Haurious, deren Verdienst insbesondere in der Fokussierung der Dimension institutioneller Leitideen (*idées directrices*) liegt.[18] Zudem spielen kritische Überlegungen eine Rolle, die an Foucaults Machtverständnis (und dessen Weiterführung u.a. durch Judith Butler) sowie Autorinnen der feministischen sowie ästhetischen Institutionenkritik anschließen.

Es ist insbesondere die am Ende der Begriffsbestimmung genannte Dimension des „Wirksamwerdens" und Gesetztseins von institutionellen Kategorien und Regeln, einschließlich der vielfältigen Folgen und Wirkungsketten, die durch diese Setzungen insbesondere auf Seiten der institutionellen Akteure und Adressat*innen ausgelöst werden, die die Einsatzstelle der Affekttheorie markiert. Zugleich sind es die Akteure und Adressat*innen selbst, deren verkörperte Existenz „in" oder „in Reichweite von" Institutionen als komplexes Affektgeschehen verstanden werden kann. Daher bilden institutionelle Akteurspositionen und Subjektivierungsformen einen bedeutenden affekttheoretischen Zugangspunkt. Schließlich ist aus Sicht einer Affekttheorie von Institutionen das Konzept institutioneller Leitideen instruktiv, da es die Frage nach diesen Ideen korrespondierenden *Leitaffekten* aufwirft. Diese hier nur angedeuteten Aspekte weisen voraus auf eine mehrdimensionale

15 Vgl. Kneer 2008; Seyfert 2011.

16 Vgl. Reckwitz 2003.

17 Vgl. Boltanski 2010.

18 Vgl. Hauriou 1965 [1929].

Analytik von institutionellen Affizierungsweisen, der wir uns im nun folgenden Hauptteil dieses Beitrags widmen möchten.

3. Analyseraster

Im Folgenden skizzieren wir ein Analyseraster für die affekttheoretische Betrachtung von Institutionen. In heuristischer Absicht entwickeln wir einen Sortierungsvorschlag für unterschiedliche Manifestationsformen von Affekt und Affizierung in institutionellen Gefügen. Dabei setzen wir ein an anderer Stelle entwickeltes Affektverständnis voraus, das auf die sozio-materiellen Dynamiken und Relationalitäten von interagierenden Körpern und Akteuren fokussiert und Affizierung als dynamisches Machtgeschehen versteht.[19] Zentral sind relationale Konstellationen und Gefüge, in denen sich affektive Relationen in konkreter Ausprägung abspielen – wir sprechen von „affective arrangements"[20]. Doch auch in dieser Perspektive lassen sich das individuelle *Fühlen*[21] und individuell zuschreibbare *Emotionen*[22] und *Emotionsrepertoires*[23] untersuchen, werden aber jeweils in Beziehung gesetzt zu den sozialen Konstellationen, Situationen, Praktiken, Arrangements und Milieus[24], in denen sich solche affektiven Dispositionen ausformen und situativ aktualisieren[25]. Wir sprechen also von „Affekt" einerseits als grundlegender relationaler Dynamik, aber andererseits durchaus von spezifisch individuierten *Affekten*; letztere verweisen stets auf ein formatives Milieu, das ihre Entstehung und Stabilisierung bewerkstelligt. Auf dieser Grundlage bietet es sich an, Institutionen und Organisationen als besonders wirkungsvolle Orte der Genese,

19 Vgl. Mühlhoff 2018; Slaby/von Scheve 2019.

20 Slaby et al. 2019.

21 Vgl. Thonhauser 2019.

22 Vgl. Slaby/von Scheve 2019.

23 Vgl. von Poser et al. 2019.

24 Vgl. Wetherell 2012; Reckwitz 2012; Scheer 2012; Schütze 2022.

25 Vgl. Mühlhoff 2019.

Modulation und Manifestation von Affekten und affektiven Stilen zu betrachten.[26] Ausarbeitungen einer solchen Perspektive zu einer Affekttheorie von Institutionen sind bislang jedoch kaum versucht worden.[27]

Dieses Analyseraster basiert auf einer Unterscheidung von zwei Ebenen der institutionellen Affizierung, die sich jeweils in eine Reihe weiterer Dimensionen auffächern. Auf der ersten Ebene steht die Affektivität von Institutionen und Organisationen *im Ganzen* hinsichtlich bestimmter Leitaffekte im Blick. Diese Leitaffekte können unterschiedlich ausgeprägt sein, etwa als spezifischer Affekt- oder Emotionstyp, oder kristallisiert in einer oder mehreren paradigmatischen Sozialfiguren, die für die Institution einstehen, oder als charakteristische Affektwirkung einer zentralen Symbolik, Leitidee oder imaginären Formation. Auf der zweiten Ebene geht es um die „Binnenaffektivität" von Institutionen und Organisationen. Diese gliedert sich mindestens in drei weitere, sich teilweise überlappende Dimensionen: die Dimension institutioneller *Akteur*innen* (Rollenträger*innen, Adressat*innen und damit verbundene affektive Anforderungen, „Ausstattungen", Belastungen); die Dimension der baulich, instrumentell und sozial spezifisch gestalteten institutionellen *Räume* (und entsprechende Affizierungsweisen, Atmosphären, Interaktionsformen, die darin vorherrschen); sowie die Dimension der Affektwirkungen von *Diskursen* und *Texten*, die eine Institution auszeichnen. Die Unterscheidung dieser beiden Ebenen entspricht in groben Zügen einer in der Institutions- und Organisationsforschung gängigen Differenzierung von Außen- und Binnenperspektive auf Organisationen.[28] Die Außenperspektive betrachtet dabei die Organisation als Ganzes, als mehr oder weniger geschlossene Einheit in ihrem weiteren institutionellen Feld und Zusammenspiel mit anderen Organisationen und Institutionen, etwas klassisch bei Douglas.[29] Die Binnenperspektive fragt hingegen nach den internen Strukturen, Kulturen und Organisationsprinzipien und wie diese im Wechselspiel mit dem institutionellen Umfeld stehen (These des „Isomorphismus"[30]). Für

26 Vgl. Celermajer et al. 2019.

27 Ausnahmen sind Seyfert 2011 und Lordon 2015; Andeutungen in Bezug auf Organisationen finden sich bei Fotaki et al. 2017; in kritischer Blickrichtung auf institutionellen Rassismus vgl. Ahmed 2007; 2012.

28 Vgl. DiMaggio/Powell 1983.

29 Vgl. North 1990.

30 Vgl. DiMaggio/Powell 1983.

unsere Perspektive kann dies bedeuten, institutionelle Leitaffekte sowohl mit Blick auf ihre Außenwirkung und institutionelle Strahlkraft, also auch in ihrer Wirkung auf das „interne Milieu" hin zu untersuchen.

Die beiden Ebenen institutioneller Affektivität sind also nicht unabhängig voneinander: ein institutioneller Leitaffekt wird in vielen Fällen die Anforderungsprofile von Rollenträgern mitbestimmen und kristallisiert sich zum Teil in konkreten affektiven Arrangements. Die symbolische und imaginäre Strahlkraft zentraler Ideen, Symbole oder Leitbilder diffundiert partiell „hinunter" in alltägliche Kommunikationen, Diskurse und Verlautbarungen einer Organisation. Dennoch ist es unbedingt geboten, die beiden Ebenen zu unterscheiden. Leitaffekte betreffen vor allem die Außenwirkung von Institutionen, machen deren Anziehungskraft aus und fokussieren die Gesamtausrichtung der Institution im Sinne eines „Markenkerns" oder einer zentralen Zwecksetzung; die Binnenaffektivität hingegen manifestiert sich vor allem im Tagesgeschäft institutioneller Praxis, sie ist Teil des Alltags des institutionellen Lebens, an der Habituierung von institutionellen Akteur*innen beteiligt und insgesamt eine bedeutende Dimension der Funktionalität von Institutionen und Organisationen. So ist es nicht ungewöhnlich, dass die den institutionellen Alltag prägende Binnenaffektivität mitunter deutlich abweicht von der Valenz und Orientierung der Leitaffekte: Interne Belastungen, Stress, Konflikte, etwa infolge von Ökonomisierung oder Bürokratisierung, färben nicht unbedingt auf die affektive Gesamtausrichtung und Außenwirkung einer etablierten Institution ab, während umgekehrt aus Sicht der im Tagesgeschäft verstrickten institutionellen Akteur*innen die „hehren" Leitideen und ostentativ herausgestellten Leitaffekte der Institution nur sehr wenig mit der eigenen Situation und dem eigenen Fühlen zu tun haben mögen.

3.1 Leitaffekte

Mit dem Begriff der Leitaffekte bezeichnen wir unterschiedliche Spielarten von Affektivität, die für Institutionen auf verschiedene Weisen kennzeichnend sein können. Leitaffekt kann dabei in Anlehnung an die Leitidee[31] von Institutionen verstanden werden als Affektivität, die von einer Institution ak-

31 Vgl. Hauriou 1965 [1929].

tiv herbeigeführt, gefördert, ermöglicht, durchgesetzt, eingefordert und idealisiert und nicht selten auch symbolisch repräsentiert wird und die im Dienste der Leitidee einer Institution steht. Betrachtet man bspw. Gewerkschaften als Institutionen, so lässt sich die Leitidee einer Gewerkschaft vermutlich am ehesten als „Vertretung der Interessen der Arbeitnehmer*innen" beschreiben, der Leitaffekt gewerkschaftlicher Organisation in diesem Sinne kann sinnvoll als „Solidarität" bezeichnet werden. Leitaffekte dieser Art sind in der Regel kennzeichnend für eine Institution aus der Außenperspektive, obwohl sie fraglos auch für die Binnenverhältnisse einer Institution bestimmend sein können.

Ein institutioneller Leitaffekt kann sich aber auch sehr viel impliziter, unterschwelliger und kaum merklich an einer Leitidee orientieren, in dem diese Art von Leitaffekt eher die (unintendierte) Konsequenz einer Leitidee oder der kulturellen wie strukturellen Gegebenheiten und Praktiken einer Institution ist. Der „leitende" Aspekt dieser Affektivität ist hier im Vergleich zum zuvor skizzierten Verständnis von Leitaffekt weniger normativ ausgeprägt. Das heißt jedoch keinesfalls, dass er weniger faktische Geltung erlangt oder weniger zwingend für die Akteure einer Institution ist. Hier ist es eher die normative Kraft des Faktischen, die dem Leitaffekt seine Markantheit verleiht. Das Beispiel Religion mag, mit aller gebührenden Vorsicht (keiner der Autoren ist Religionswissenschaftler), diese Perspektive verdeutlichen: Obwohl sicherlich streitbar und Gegenstand endloser Debatten, kann man die Leitidee der Institution Religion mit Begriffen wie Transzendenz oder Erlösung beschreiben. Nehmen wir nun die evangelische und die katholische Kirche als Organisationen im institutionellen Feld Religion als Beispiele, teilen beide vermutlich diese Leitidee – unterscheiden sich aber, so unsere These, in aller Deutlichkeit hinsichtlich ihrer Leitaffekte. Wo im Katholizismus Affekte der Hingabe und Unterwerfung stärker verbreitet sind, lassen sich für den Protestantismus eher Affekte der Nüchternheit und Sachlichkeit oder sogar eine Abschwächung von Affektivität als charakteristisch ausmachen.

Der Begriff der Leitaffekte ist weiter zu spezifizieren hinsichtlich der Akteure, die affektiv relationiert werden. Einerseits können Leitaffekte mit Blick auf die institutionellen Akteure (Protagonisten, Mitglieder) von Interesse sein, insbesondere auch wenn es um Fragen der Binnenaffektivität geht (s.u.). Andererseits sind Leitaffekte, in beiden diskutierten Lesarten, aber auch für die Adressaten bzw. Klienten einer Institution von Bedeutung. Zwei

kurze Beispiele sollen im Folgenden die Wirkungsweisen institutioneller Leitaffekte verdeutlichen.

Sighard Neckel hat ausführlich den „Gefühlskapitalismus der Banken" und damit verbunden das „Ende der Gier als ruhiger Leidenschaft"[32] analysiert. Sein Argument lautet, dass in dem Maße, in dem Banken der Steigerungslogik von Spekulation und Rendite folgen und damit etablierte Organisationsziele aus dem Blick geraten, die Emotion Gier zum grundlegenden Prinzip ökonomischen Handelns auf Finanzmärkten wird und die Fähigkeit einbüßt, durch ihre Ausrichtung an konkreten, langfristigen Zielen als „ruhige" Leidenschaft aufzutreten. Sein Beitrag nimmt jene Deutungen kritisch in den Blick, die die Ursachen der Finanzkrise 2008/2009 unter anderem in einer schrankenlosen Gier der Banker*innen und damit in individuellen Verfehlungen der Affektkontrolle gesehen haben. Daran anschließend werden auch jene Deutungen hinterfragt, die die Gier als ganz grundsätzlich „ruhige Leidenschaft" zu rehabilitieren suchen. Dem stellt Neckel die These entgegen, Gier in erster Linie als eine Art „Erwartungslust" zu verstehen. Denn im Gegensatz etwa zur Begierde sei Gier nicht durch „den Genuss eines Objektes" zu stillen. Nicht das Objekt selbst verspreche Lust, sondern das Verlangen danach. „Für den Gierigen ist ein tatsächlich eintretendes Ereignis vorübergehender Befriedigung viel weniger spannend als die Aussicht darauf."[33] Ihre geradezu typische Entsprechung erfährt die Erwartungslust in den Gefügen des Finanzsektors, was sie zu einem strukturell und vor allem institutionell charakterisierten Affekt macht. So sind es nicht (nur) die individuellen Verlangen der Banker*innen, sondern vor allem die institutionellen Strukturen, „die Gelegenheiten und Anreize für bestimmtes Verhalten schaffen, regelmäßige Situationen und Handlungsprobleme, die typische Aktivitäten"[34] und, wie wir ergänzen würden, Affektivitäten erzeugen. Damit wird die *Erwartungslust* zum *strukturellen* Leitaffekt der Institution des Finanzsektors. In unserer Interpretation ist die Erwartungslust hier eine unterschwellige Form des Leitaffekts, eine eher unintendierte aber fast zwingende Folge Spekulation begünstigender Verschiebungen in der Finanzbranche, die, zumindest innerhalb der Branche, so kaum reflexiv oder symbolisch un-

32 Neckel 2011, 39.

33 Ebd., 47.

34 Ebd., 48.

termauert wird. Zwar wird die Gier seit jeher der Finanzbranche als charakteristische Emotion zugeschrieben, sie macht aber jenseits kultureller Deutungen, etwa in den Filmen *Wall Street* und *Wolf of Wall Street*, kaum einen wesentlichen Bestandteil eines finanzökonomischen Selbstverständnisses aus. Auch lässt sie sich kaum direkt aus der Leitidee des Finanzsektors (Rendite) herleiten, ist aber umgekehrt kaum ohne diese Idee vorstellbar. Nichtsdestotrotz ist sie die kennzeichnende Affektivität dieser Branche, die vor allem nach Innen wirkt.

Ein zweites Beispiel, das sich vor allem mit Blick auf die normative und reflexive Dimension von Leitaffekten anführen lässt, ist die organisationale Transformation einer bürokratisch geprägten staatlichen Behörde – der Österreichischen Post- und Telegraphenverwaltung (ÖPT) – in ein marktwirtschaftlich ausgerichtetes Unternehmen (die Österreichische Post AG), wie sie von Birgit Sauer und Otto Penz beschrieben wird. Mit der Umwandlung der Behörde in ein marktwirtschaftliches Unternehmen hat sich nicht nur die Leitidee der Institution vom „Dienst an der Öffentlichkeit" hin zu „shareholder value" geändert[35]. Damit einher geht auch eine Transformation des affektiven Selbstverständnisses. Dieses Beispiel ist aufgrund des Umstands interessant, dass durch die organisationale Transformation und den Wechsel des institutionellen Umfelds (Stichwort: Isomorphismus) überhaupt erst ein klar konturierter Leitaffekt entsteht, der durch die Organisation mit vielfältigen Mitteln herbeigeführt, durchgesetzt, eingefordert und idealisiert wird. Als bürokratisch organisierte Behörde war die ÖPT, so Sauer und Penz, gekennzeichnet durch die formalen Regeln und Prinzipien rationaler Organisationsherrschaft, durch Routinen, klare Hierarchien und Entpersonalisierung, gewissermaßen durch eine eingeforderte „Affektneutralität" (dass institutionelle Akteure dabei nicht „affektneutral" bleiben, versteht sich von selbst). Institutionelle Akteur*innen interessieren nicht als Menschen, sondern als Inhaber*innen von Rollen und Positionen. Diese Affektneutralität wird aber kaum zum Gegenstand der Selbstreflexion, sie ist zwar strukturelles und organisationales, aber kein kulturelles Programm, kein Modus „affektiver Governance". Gleichwohl wird sie als Leitbild nach Außen wirksam, als Zeichen von Effizienz und Zuverlässigkeit. Unter marktwirtschaftlichen Bedingungen verschiebt sich nun der Leitaffekt hin zu einem offensiv eingeforderten, idealisierten und in das institutionelle Umfeld sowie an die Adressaten

35 Penz/Sauer 2016, 176.

der Institution kommunizierten Gefühlsprogramm. Der „Dienst am Kunden“[36] erfordert nun Begeisterung und Begeisterungsfähigkeit, Vertrauen, Freundlichkeit und Freude am Umgang mit den Kund*innen der Institution. Die institutionellen Akteure sollen „affektives Kapital“ anhäufen, das es ihnen erlaubt, Kund*innen zu affizieren und affektiv zu relationieren, sie sollen zu Relata einer „guten Beziehung“[37] werden. Die Institution fordert diese Leitaffekte – Freundlichkeit, Begeisterung, Freude – auf vielfältige Weise ein, setzt sie durch und sanktioniert diejenigen Akteure auf subtile und informelle, aber auch über formale Prozeduren der Evaluation, die sich dem Leitaffekt nicht unterwerfen (s. folgender Abschnitt).

3.2 Binnenaffektivität

Im Unterschied zur Globaldimension institutioneller Leitaffekte geht es bei der als „Binnenaffektivität“ bezeichneten Dimension um jene affektiven Prozesse, die mit den alltäglichen Operationsweisen und Routinen von Institutionen und Organisationen verbunden sind. Freilich überschneiden sich die beiden Dimensionen, wie im vorherigen Abschnitt bereits deutlich wurde. Welche Rolle spielen affektive Dynamiken in institutionellen Abläufen, Prozeduren und Aktivitäten? Wie kommen Emotionen und Affekte im Rahmen institutioneller Praktiken und Hierarchien ins Spiel, sodass sie als funktionale Elemente der jeweiligen Abläufe verstanden werden können? Unsere Analytik schlägt eine Unterteilung der Binnenaffektivität in drei generische Bereiche vor: *Akteur*innen*, *Räume*, *Diskurse*.

3.2.1 Akteur*innen

Unter der Rubrik „Akteur*innen“ fassen wir sowohl den in sich vielfältigen Bereich offizieller *Rollenträger*innen* (institutionelle Akteur*innen im engeren Sinn, z.B. Lehrer*innen, Schulleiter*innen) als auch das, was wir die *Adressat*innen* einer Institution nennen (die verschiedenen „Empfänger*innen“ institutioneller Leistungen bzw. Zuwendungen, also etwa Schüler*innen, Patienten*innen, Inhaftierte, Mandant*innen etc.). Die im Umkreis dieser Akteurspositionen virulente Affektivität betrifft die vielfältigen Weisen der Einbindung, Adressierung, Ausstattung, Beeinflussung, Disziplinierung,

36 Ebd., 179.

37 Ebd., 180.

und in großem Maße auch die von den jeweiligen Akteur*innen geforderte emotionale und affektive Arbeit, verschiedene vorgeschriebene „Fühlweisen“ und Ausdrucksrepertoires, aber auch ein tiefer gehender affektiver Einklang mit der Institution bzw. den Rollenerwartungen, die ein*e institutionelle*r Akteur*in zu erfüllen hat. Das kann auch positionsspezifische Motivationslagen, betontes Engagement und das aktive Einbringen von zur Institution passenden Aspekten der eigenen Persönlichkeit umfassen. Etablierte Forschungsansätze zu *emotional labor* und Gefühlsregeln[38] sowie zu emotionalen Regimen und Repertoires[39] können Untersuchungen der auf institutionellen Akteurspositionen virulenten Affektivität informieren.

Akteurspositionen in Institutionen sind also nicht nur formal definiert, sondern umfassen ein Kraftfeld von Anforderungen und Bedingungen. Über die Einhaltung dieser oft eher informellen Anforderungsprofile wacht eine Institution mittels vielfältiger Sanktionsmechanismen. Bedeutsam ist dabei insbesondere die wechselseitige affektive Bezugnahme institutioneller Akteur*innen aufeinander, die nicht selten den Charakter von Kontrolle oder subtiler Modulation annimmt.[40] Deutlich wird dies insbesondere – aber bei weitem nicht ausschließlich – in den Bezugnahmen und Adressierungsweisen von offiziellen Rollenträger*innen gegenüber Adressat*innen einer Institution: So gehört es zum Berufsbild von Lehrer*innen, dass sie das Verhalten, Gebaren und Auftreten ihrer Schüler*innen auch affektiv sanktionieren und „auf Linie bringen“. Das wiederum erfordert von den Lehrenden ein spezifisches affektives und emotionales Repertoire: eine gewisse Ernsthaftigkeit, Verbindlichkeit, Fairness und eine Balance aus Milde und Strenge, die den Schüler*innen zwar manches aber eben nicht alles durchgehen lässt. All das muss konsistent und gut sichtbar in Verhalten und Ausdruck ausagiert werden, ohne steif, gezwungen, aggressiv oder unfreiwillig komisch zu wirken.

Zentrale institutionelle Akteur*innen kommen insofern als paradigmatische Träger*innen von Gefühlsordnungen, Emotionsrepertoires und affektiver Regime in den Blick – und in dem Maße, in dem sie solchermaßen Macht über andere Akteur*innen im institutionellen Gefüge ausüben, sind sie selbst an die besagten Anforderungen und rollentypischen Profile gebunden. In der

38 Vgl. Hochschild 1983.

39 Vgl. Reddy 2001; von Poser et al. 2019.

40 Vgl. Mühlhoff/Slaby 2018.

Figur der Lehrperson kristallisiert sich ein institutioneller Habitus; zugleich werden Schülerinnen und Schüler an einem impliziten Ideal der „Musterschülerin“ oder des „Musterschülers“ gemessen[41]; Sara Ahmed spricht instruktiv vom „Ego-Ideal“[42] einer Institution. Eine vergleichbare Argumentation findet sich in der Institutionentheorie in Arbeiten zu den Zusammenhängen von Institution und Habitus, die Pierre Bourdieu und Jean-Claude Passeron vor allem hinsichtlich der daraus resultierenden Anforderungen an Schüler*innen für den Bildungserfolg dargestellt haben.[43]

Diese affektiv gewirkte unterschwellige Normativität von Institutionen wird besonders dann deutlich, wenn es zu Abweichungen von der Norm oder Idealvorstellung kommt. In diesen Momenten zeigt sich die Sanktionsmacht eines affektiven Regimes. Das lässt sich am Beispiel von *affective citizenship* verdeutlichen (gilt aber, mutatis mutandis, für die meisten anderen institutionellen Kontexte ebenso): Sobald eine Person, deren Status im oben skizzierten Sinn des affektiven Regimes von Staatsbürgerschaft als fraglich markiert ist, gegen die unausgesprochenen Anforderungen an das „Deutschsein“ verstößt, kommt es zu heftigen Gegenreaktionen. Mag man es Fußball-Nationalspielern inzwischen durchgehen lassen (wenn auch zähneknirschend), dass sie bei der Nationalhymne nicht mitsingen, so sind offenbar harte Grenzen erreicht, wenn sie sich mit dem diktatorischen Staatschef ihres Herkunftslandes ihrer Vorfahren ablichten lassen. Übernimmt eine *person of color* die traditionsreiche Rolle des Nürnberger Christkinds, lässt der Proteststurm nicht lange auf sich warten. Obwohl hier Reaktionen gegen die vor allem von der politischen Rechten lancierte Empörung deutlich ausfielen, ist es instruktiv zu sehen, wie rasch und zielgenau Abweichungen von einem impliziten Kodex des „Deutschseins“ wahrgenommen und in emotionalisierten Registern öffentlich thematisiert werden.[44] Es lässt sich eine Vielzahl weitere Beispiele anführen: Zeigen sich Migrant*innen nicht auf der Höhe der Anforderungen an ordnungsgemäße Mülltrennung[45], lassen sie es nach

41 Vgl. Ceesay/Slaby 2021.

42 Ahmed 2007.

43 Bourdieu/Passeron 1973; vgl. dazu auch den Sammelband von Helsper/Kramer/Thiersch 2014.

44 https://www.sueddeutsche.de/bayern/nuernberg-christkind-afd-facebookpost-rassismus-1.4664152 (letzter Aufruf: 27.01.2022)

45 Vgl. Moisi 2020.

islamistischen Terroranschlägen an Trauer- und Solidaritätsbekenntnissen fehlen oder sind beispielsweise mit den Symbolen des Islam in der Öffentlichkeit sichtbar, können sie mit Anprangerung, Nachstellung oder Diffamierung rechnen. Wie nicht nur die drastischen Fälle von Polizeigewalt gegen Schwarze in den USA zeigen, werden vielfach auch affektive Ausdrücke und Gebärden, die andernfalls unverfänglich wären, als Zeichen überbordenden Ärgers, unbelehrbarer Undankbarkeit oder gefährlicher Aggression gelesen, potenziell mit verheerenden Folgen.

3.2.2 Räume

Das Binnenklima institutioneller Räume ist in vielen Fällen merklich affektiv geprägt. So herrschen dort markante Atmosphären, bestimmte Interaktions- und Ausdrucksformen bestimmen das Mit- und Gegeneinander, die dabei virulenten affektiven Dynamiken wirken wiederum auf das sich in diesen Räumen abspielende Geschehen ein, indem sie es ausrichten und orientieren. Hier geht es offenkundig vor allem um solche Institutionen, die sich in einer Einrichtung und damit einem räumlich umgrenzten, von der Umwelt abgetrennten Bereich manifestieren. Wer als Schülerin oder Schüler an einem Schultag das Schulgebäude betritt, übertritt eine räumliche Schwelle, die zugleich eine Affektschwelle ist: die Person bewegt sich fortan in einem strukturierten Raum, in dem eine charakteristische Atmosphäre herrscht, die die Adressat*innen auf eine bestimme Weise affiziert und einbindet (partiell überschneidet sich diese Dimension mit jener der Akteur*innen, da das Handeln, Wirken und Interagieren institutioneller Akteur*innen ein bedeutender Aspekt des „räumlichen Geschehens“ von Institutionen ist).

Neben der generellen Beschreibung der atmosphärischen Dynamik in institutionellen Räumen, kommt es bei einer affekttheoretischen Untersuchung von Institutionen darauf an zu fragen, wie sich das primär räumlich verankerte affektive Arrangement in das individuelle Fühlen und Verhalten fortsetzt, und wie diese Wirkweisen der Umgebungsaffektivität in die *Selbstverhältnisse* der Betroffenen hineinspielen und sich mitunter gar zu Aspekten der Persönlichkeit verfestigen.[46] Hier besteht ein Berührungspunkt mit der Ebene institutioneller Leitaffekte. Die bauliche und ästhetische Gestaltung

46 Vgl. Mühlhoff 2018 sowie allgemein zum Verhältnis Architektur und Affekt den Sammelband von Jobst/Frichot 2021.

institutioneller Räume sowie die zentralen Praktiken, Rituale und Interaktionsmuster, die das lokale Wirken und „Leben" einer Institution ausmachen, zielen in vielen Fällen darauf ab, den jeweiligen Insassen der Einrichtung ein ganz bestimmtes Fühlen, eine ganz bestimmte Haltung inklusive eines passenden affektiv-praktischen Gebarens aufzuerlegen. Das ist evident bei Gottesdiensten, aber auch vor Gericht, bei Parteitagen oder dem Gewerkschaftskongress, in der Schule oder bei künstlerischen oder sportlichen Großevents. Manche institutionelle Umgebungen werden regelrecht zu „intensiven Milieus"[47], das heißt, sie wirken in energetischen Registern, und können Personen, die sich hineinbegeben, überwältigen, enthemmen, oder auf eine Weise aktivieren, dass Gefühle oder Verhaltensweisen provoziert werden, die in anderen Umgebungen kaum vorstellbar gewesen wären.[48]

Die Schule mag zwar weniger unmittelbar enthemmend wirken, jedoch handelt es sich ebenfalls um ein intensives Milieu, das im Modus der Affizierung regulierende und subjektivierende Wirkungen entfaltet. Schülerinnen und Schüler durchlaufen einen Parcours von affektiven Anforderungen und Anreizen, ein strukturiertes Terrain, dass die körperlich-habituelle Verfassung dieser Subjekte lenkt und ausrichtet. Bedeutsam bleiben hier Foucaults Analysen der Architektur und Gestaltung von Disziplinareinrichtungen, deren Zweck es ist, den Insassen ein bestimmtes Selbstverhältnis aufzuerlegen und einzutrainieren derart, dass Subjekte ihre Unterwerfung fortan eigenmächtig an sich selbst vollziehen.[49] Auch wenn Foucault kaum auf die affektive Dimension solcher disziplinarischen Dispositive eingeht, kann die Analyse der Affektwirkung institutioneller Räume hier anschließen. Stets geht es um das Zusammenspiel spezifischer Anordnungen – baulicher, apparativ-technischer und ästhetischer Art – mit den Interaktionsformen, Handlungen und Selbstverhältnissen der institutionellen Akteur*innen und Adressat*innen. Allerdings hat sich die vorherrschende Modellierung des Zusammenspiels von räumlich-apparativer Anordnung und situierten Körpern inzwischen seit den für Foucault maßgebenden 1960er und 70er Jahren ver-

47 Angerer 2017.

48 Vgl. Schüll 2012; Protevi 2009.

49 Vgl. dazu auch Grabau/Rieger-Ladich 2014.

schoben: Statt um Disziplinierung geht es in der Folgezeit stärker um aktivierende Einbindung, unterschwellige Modulation und Kontrolle.[50] Das Verhältnis zwischen „härter" disziplinierenden und „weicheren" einbindenden, modulierenden oder kontrollierenden Elementen schwankt freilich beträchtlich zwischen den unterschiedlichen institutionellen Feldern oder auch innerhalb dieser. Ethnologische Studien des deutschen Schulalltags zeigen, dass nach wie vor auch Formen von Disziplinierung eine wichtige Rolle spielen (wenn auch heute nicht mehr in unmittelbar physischen Registern), und dass es mit der aktivierenden Einbindung bestimmter Schüler*innen allen anderslautenden Äußerungen zum Trotz nicht so weit her ist.[51] Was Stefan Wellgraf als „Ausgrenzungsapparat Schule" bezeichnet ist eng verknüpft mit einem feldspezifischen affektiven Regime, das Ausschlüsse, Herabsetzungen und Demütigungen produziert, mit weitreichenden sozialen und psychischen Folgen.

3.2.3 Diskurse

In Alltag und Praxis von Institutionen und Organisationen nimmt Gesprochenes und Geschriebenes eine exponierte Position ein. Für viele Institutionen gilt, dass sie fortlaufend Texte und Äußerungen produzieren; Dokumente werden verfasst und in Zirkulation gebracht, institutionelle Akteur*innen sprechen untereinander und zu den Adressat*innen, sowohl in Form offizieller Verlautbarungen als auch in Formen informellen „shop talks"; institutionelle Räume sind durchzogen von sprachlichen Markierungen und sonstigen Symbolen und Kodierungen. Es ist insofern nicht überraschend, dass sich Texte, aber auch andere Modalitäten von sprachlicher Kommunikation und diskursiver Praxis, aufgrund ihrer guten Zugänglichkeit und ihres Status als materialisierter Sinn in der Erforschung von Institutionen als wichtige Materialgrundlage und Zugangspunkt erwiesen haben.[52] Aus Sicht der Affekt- und Emotionsforschung sind hierbei unterschiedliche Aspekte relevant. So kann eine „erwünschte" institutionelle Affektivität direkt sprachlich benannt und als explizite Programmatik gleichsam „verordnet" werden. Dies ist etwa der Fall, wenn ein bestimmtes Betriebsklima beschworen wird, wenn ein Leitaffekt wie „Solidarität" einem Mantra gleich immer wieder betont

50 Vgl. Deleuze 1992 [1990]; vgl. Mühlhoff 2018; Mühlhoff/Slaby 2018

51 Vgl. Wellgraf 2018; 2021.

52 Vgl. Smith 2005.

wird, oder wenn sich eine Firma, ein Team, eine Organisation als „große Familie“ bezeichnet und damit offenbar die verbindliche Setzung eines korporativen Ethos mitsamt affektivem Klima anstrebt. Aber auch solche institutionellen Sprechakte oder Kommuniqués vermögen zu affizieren, die nicht selber ausdrücklich von Affektivität handeln: Aspekte pädagogischer Programmatiken, Problem- und Krisendiskurse (etwa in der Schule um Aufmerksamkeitsstörungen, Lernschwächen, Aggressionen) oder Diskurse um Delinquenz, häusliche Gewalt, benachteiligte Stadtviertel, Radikalisierung und dergleichen. Konjunkturen von Krisendiskursen und Problembehandlungen setzen institutionelle Umgebungen unter Stress, und oft bezieht sich ein bedeutender Teil der Affektwirkung auf spezifische Kreise institutioneller Adressat*innen, die in diesen Diskursen als besonders gefährdet und gefährdend markiert werden (z.B. als anfällig für Radikalisierung, Delinquenz, Gewalt oder Aufmerksamkeits- und sonstigen Lerndefiziten mit „ungünstiger Prognose“).

Solche institutionellen Selbstanrufungen sind komplex und hinsichtlich ihrer Machtwirkungen nicht zu unterschätzen. Nicht nur können sie zur Markierung, Disziplinierung oder Regierung „problematischer Subjekte“ herangezogen werden und zur offenen oder unterschwelligen Rechtfertigung von Ungleichbehandlungen, sondern – wie Sara Ahmed[53] gezeigt hat – auch dazu verwendet werden, eine dem offiziellen positiven Image der Einrichtung entgegengesetzte Realität schlicht zu verleugnen. An dieser Art von Diskurs zeigt sich der wirklichkeitsbestimmende Anspruch von Institutionen in besonders unverhohlener Form. Ahmed hat in diesem Zusammenhang auf die Performativität – oder gerade auch die *Nicht*-Performativität – solcher diskursiver Operationen verwiesen. Institutionelle Nicht-Performa-tivität liegt laut Ahmed dann vor, wenn Institutionen demonstrativ Grund-sätze und Regeln zu Themen wie Gleichbehandlung, Anti-Diskriminierung oder Diversity kommunizieren, diese aber nicht umsetzen in wirkungsvolle Initiativen.[54] Ein leerlaufender Diskurs, inklusive einer schablonenhaften, inauthentischen Affektivität, schiebt sich an die Stelle potenziell transformativer Praxis, die ihrerseits immer weiter aufgeschoben wird und womöglich am Ende ganz ausbleibt[55].

53 Ahmed 2012.

54 Vgl. dazu auch den Band von Dilger/Warstat 2021.

55 Ahmed 2012, Kap 2 & 4.

In einer breiteren Blickrichtung können institutionelle Diskurse und Sprachregeln dieser Art den Blick für Fragen der Einbettung von Institutionen in übergreifende institutionelle Felder schärfen: Als diskursverarbeitende Einrichtungen sind Institutionen offen für wechselnde diskursive Ladungen. Spezifische Diskurse können als Programmatiken in Institutionen eingespeist werden und dort zeitweilig Agenda und Aktionsprogramm bestimmen. Die mit Titeln wie „Diversity", „Nachhaltigkeit" oder „Kundenorientierung" belegten Dispositive sind solche meta-institutionellen Programme, die in weite Bereiche der institutionellen Landschaft hineinwirken. Pädagogische Leitlinien, Management-Philosophien und Führungsstile, diagnostische Komplexe, *lifestyle*-Trends oder praxisorientierte Wissensformationen, etwa jene, die um Konzepte wie „Empathie", „Resilienz" oder „emotionale Intelligenz" gruppiert sind, finden zeitweilig Eingang in institutionelle Sprachordnungen und Aktionsprogramme. Dies kann helfen, Gehalt und Wirkweise institutioneller Leitideen genauer zu fassen und besser einzuschätzen: Abstrakte Titel wie „Bildung", „Gesundheit" oder „Wohlfahrt" erhalten erst dann, wenn sie von solchen Programmatiken besetzt und ausartikuliert werden, einen operablen Gehalt.

4. Ausblick

Ziel dieses Textes war es, eine Analytik von Affektivität in Institutionen und Organisationen vorzuschlagen, die helfen kann, Probleme in Bezug auf die Wirkweise und Akzeptanz gesellschaftlicher Institutionen in der Gegenwart zu klären. Affekte und Emotionen als bedeutende Faktoren institutioneller Gefüge und Operationen werden bisher in der Institutionenforschung zwar anerkannt, aber selten ihrer Bedeutung gemäß systematisch untersucht. Unsere Analytik kann die Komplexität von institutioneller Affektivität handhabbar machen, und damit empirische Studien institutioneller Felder und Organisationen informieren. Zum einen erlaubt sie es, offenkundige affektive Regime und Formen affektiver Gouvernementalität in den Blick zu nehmen, wie sie von Institutionen als spezifische Wirklichkeitsbestimmungen und Anforderungen an das Sein artikuliert, eingefordert und durchgesetzt werden. Zudem erlaubt es unsere Heuristik, latente, untergründige, den offiziellen Funktionen und Selbstverständnissen von Institutionen zuwiderlaufende Dynamiken und Wirkweisen sichtbar zu machen und einzuschätzen, gerade

auch dort, wo sie besonders subtil sind und sich offiziellen Thematisierungen durch die Institutionen und durch gesellschaftliche Diskurse ganz oder teilweise entziehen. Solche immer auch affektiv operierenden „Schattenwirklichkeiten“ von Institutionen und Organisationen sind weit verbreitet: Bildungseinrichtungen, die offiziell Leitideen von inklusiver Bildung und Meritokratie verpflichtet sind, verteilen Anforderungen und Belastungen ungleich und beurteilen nach informellen Bewertungskriterien, die den offiziellen Leitbildern deutlich zuwiderlaufen. Solche Einrichtungen erscheinen folglich in einem anderen Licht, wenn diese faktischen Wirkungen genauer betrachtet werden, etwa als Agenturen zur Sicherung und Fortschreibung von Klassenprivilegien[56] oder als strukturell rassistische Institutionen.[57] Die hier entwickelte affektanalytische Blickrichtung erlaubt darauf einen feinkörnigen, lokalen Zugriff, der zugleich informiert bleibt von gesellschaftlichen Diskursen und Konjunkturen, die solche para-institutionellen Affektregime sowohl stützen als auch problematisieren.

Staatsbürgerschaft als rechtlicher Status geht de facto nicht nur einher mit einem „erweiterten Anforderungsprofil“ hinsichtlich kultureller und auch ethnischer „Passung“, dessen Einhaltung mit großer Vehemenz überwacht wird. Sie geht auch einher weitgehend unausgesprochenen Forderung nach dem „richtigen“ Fühlen und dem „richtigen” Selbstgefühl als Staatsbürger*in. Sowohl die zusätzlichen Anforderungen, als auch die damit verbundenen Sanktionsregime spielen sich zentral in Registern der Affektivität ab.

Eine Affekttheorie von Institutionen fordert insofern ein zweigleisiges Vorgehen, das offizielle Programme und Ziele, intendierte Wirkungen und faktischen Operationen hinsichtlich der dabei bedeutsamen und effektiv werdenden Affekte und Emotionen betrachtet, und zugleich ein Gespür für unterschwellige, aktiv ausgeblendete und verleugnete Wirklichkeiten und Wirkweisen institutioneller Gefüge kultiviert. Bisweilen trägt die affektive Relationalität einer Institution zur Errichtung einer regelrechten Parallelwelt bei, in der sich eine radikal andere Wirklichkeit, andere Wertigkeiten und andere praktische Vollzüge stabilisieren, als es das offizielle Selbstverständnis der Institution nahe zu legen scheint.

56 Vgl. Gomolla/Radtke 2002; Wellgraf 2021.

57 Vgl. Ceesay/Slaby 2021.

Die affekttheoretische Perspektive erlaubt einen fokussierten Zugriff auf solche „Schatteninstitutionen" und kann damit dazu beitragen, dass divergierende soziale Wirklichkeiten und Wirklichkeitsbestimmungen von den Beteiligten erkannt und verstanden werden, so dass Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Teilhabe, Repräsentation und Anerkennung auf einer sachlichen Basis geführt werden können. Insgesamt kann unser Vorschlag daher auch verstanden werden als ein Beitrag zur Auflösung vermeintlicher Paradoxien, die sich in gegenwärtigen Debatten um den Zerfall und die Aushöhlung von Institutionen einerseits und ihr Potenzial zur Produktion von Exklusion und Reproduktion von Ungleichheit und Diskriminierung andererseits zeigen.

LITERATUR

Ahmed: „A Phenomenology of Whiteness", in: *Feminist Theory* 8/2, 2007, 149 ff.

Ahmed: *On Being Included: Racism and Diversity in Institutional Life*, 2012.

Angerer: „Moving Forces", in: *The Minnesota review* 88, 2017, 83 ff.

Ayata: „Affective citizenship", in: Slaby/von Scheve (Hg.): *Affective Societies*, 2019, 330 ff.

Boltanski: *Soziologie und Sozialkritik*, 2010.

Bourdieu/Passeron: *Grundlagen einer Theorie der symbolischen Gewalt*, 1973.

Ceesay/Slaby: „Musterschüler: Elemente einer kritischen Genealogie der deutschen Schule", in: Dilger/Warstat (Hg.): *Umkämpfte Vielfalt*, 2021, 290 ff.

Celermajer/Churcher/Gatens/Hush: „Institutional Transformations: Imagination, Embodiment and Affect", in: *Angelaki : Journal of the Theoretical Humanities* 24/4, 2019, 3 ff.

Deleuze: „Postscript on the Societies of Control", in: *October* 59, 1992 [1990], 3 ff.

Dilger/Warstat (Hg.): *Umkämpfte Vielfalt: Affektive Dynamiken institutioneller Diversifizierung*, 2021.

DiMaggio/Powell: „The Iron Cage Revisited: Institutional Isomorphism and Collective Rationality in Organizational Fields", in: *American Sociological Review* 48/2, 1983, 147 ff.

Douglas: *How Institutions Think*, 1986.
Fortier: „Proximity by design? Affective citizenship and the management of unease“, in: *Citizenship studies* 14/1, 2010, 17 ff.
Fortier: „What's the big deal? Naturalisation and the politics of desire“, in: *Citizenship studies* 17/6-7, 2013, 697 ff.
Fotaki/Kenny/Vachhani: „Thinking Critically about Affect in Organization Studies: Why it Matters“, in: *Organization* 24/1, 2017, 3 ff.
Gerhards/Tuppat: „Gendered pathways to integration: Why immigrants' naming practices differ by the child's gender“, in: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 72/4, 2020, 597 ff.
Gogolin: *Der monolinguale Habitus der multilingualen Schule*, 1994.
Gomolla/Radtke: *Institutionelle Diskriminierung. Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule*, 2002.
Grabau/Rieger-Ladich: „Schule als Disziplinierungs- und Machtraum“, in: Hagedorn (Hg): *Jugend, Schule und Identität*, 2014, 63 ff.
Hauriou: *Die Theorie der Institution und zwei andere Aufsätze*, 1965 [1929].
Helsper/Kramer/Thiersch (Hg.): *Schülerhabitus. Theoretische und empirische Analysen zum Bourdieuschen Theorem der kulturellen Passung*, 2014.
Hochschild: *The Managed Heart: Commercialization of Human Feeling*, 1983.
Hodgson: „What are institutions?“, in: *Journal of Economic Issues* 40/1, 2006, 1 ff.
Jaeggi: „Was ist eine (gute) Institution?“, in: Forst et al. (Hg): *Sozialphilosophie und Kritik*, 2009, 528 ff.
Jobst/Frichot (Hg.): *Architectural Affects after Deleuze and Guattari*, 2021.
Kleiner: *Kantian zombies in modernity's graveyard: Benjaminian allegory and the critique of enlightenment in Sigizmund Krzhizhanovsky*, 2014.
Kneer: „Institution/Organisation. Über die Paradoxie des Organisierens“, in: Moebius/Reckwitz (Hg.): *Poststrukturalistische Sozialwissenschaften*, 2008, 124 ff.
Lordon: „Institutionen in der Gesellschaft der Affekte“, in: *Mittelweg 36*/1-2, 2015, 46 ff.
Moisi: *Die Politisierung des Abfalls: Elemente einer Kulturtheorie häuslicher Müllentsorgung*, 2020.
Mühlhoff: *Immersive Macht. Affekttheorie nach Spinoza und Foucault*, 2018.

Mühlhoff: „Affective disposition“, in: Slaby/von Scheve (Hg.): *Affective Societies*, 2019, 119 ff.

Mühlhoff/Slaby: „Immersion at work: Affect and power in post-fordist work cultures“, in: Röttger-Rössler/Slaby (Hg.): *Affect in Relation – Families, Places, Technologies*, 2018, 155 ff.

Neckel: „Der Gefühlskapitalismus der Banken: Vom Ende der Gier als ‚ruhiger Leidenschaft‘“, in: *Leviathan* 39/1, 2011, 39 ff.

North: *Institutions, Institutional Change, and Economic Performance*, 1990.

Protevi: *Political Affect: Connecting the Social and the Somatic*, 2009.

Reckwitz: „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 32/4, 2003, 282 ff.

Reckwitz: „Affective Spaces: a praxeological outlook“, in: *Rethinking history* 16/2, 2012, 241 ff.

Reddy: *The Navigation of Feeling*, 2001.

Penz/Sauer: *Affektives Kapital. Die Ökonomisierung der Gefühle im Arbeitsleben*, 2016.

Scheer: „Are emotions a kind of practice (and is that what makes them have a history)? A Bourdieuian approach to understanding emotion“, in: *History and theory* 51/2, 2012, 193 ff.

Schüll: *Addiction by Design: Machine Gambling in Las Vegas*, 2012.

Schütze: „Ontological Security in Times of Global Transformations? Bureaucrats’ Perceptions on Organizational Work, Life and Migration“, in: *Political Psychology* 43/1, 2022, 3 ff.

Searle: „What is an institution?“, in: *Journal of Institutional Economics* 1/1, 2005, 1 ff.

Seyfert: *Das Leben der Institutionen: Zu einer allgemeinen Theorie der Institutionalisierung*, 2011.

Slaby/Mühlhoff/Wüschner: „Affective arrangements“, in: *Emotion Review* 11/1, 2019, 3 ff.

Slaby/von Scheve (Hg.): *Affective Societies: Key Concepts*, 2019.

Smith: *Institutional Ethnography: A Sociology for People*, 2005.

SZ.de/dpa: „AfD hetzt gegen Nürnberger Christkind – Hunderte springen der jungen Frau bei“, in: *Süddeutsche Zeitung*, https://www.sueddeutsche.de/bayern/nuernberg-christkind-afd-facebook-post-rassismus-1.4664152 (letzter Aufruf: 27.01.2022)

Thonhauser: „Feeling“, in: Slaby/von Scheve (Hg.): *Affective Societies*, 2019, 52 ff.

von Poser et al.: „Emotion repertoires“, in: Slaby/von Scheve (Hg.): *Affective Societies*, 2019, 241 ff.

Wellgraf: *Schule der Gefühle. Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit in neoliberalen Zeiten*, 2018.

Wellgraf: *Ausgrenzungsapparat Schule*, 2021.

Wetherell: *Affect and Emotion: A new Social Science Understanding*, 2012.

Wuttig: „Über Schule als traumatischer Ort der Individualisierung. Heteronormative und anti-muslimisch-rassistische Verkennungen und ihre Materialität“, in: Jäckle/Wuttig/Fuchs (Hg.): *Handbuch Trauma – Pädagogik – Schule*, 2017, 346 ff.